

# Die Zeitungszeit

Nr. 32

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1907

## Die Mutter.

Erzählung von Ernst Zahn.

(Schluß)

Tobias ist aufgestanden und tut unruhig und unschlüssig ein paar Schritte hin und her. „Geh dort hinein,“ sagt Valbina zu dem Mädchen und weist nach der Kammer neben der Stube, wo Lene gestern geschlafen; und als

letztere dort eingetreten, schließt sie auch diese Tür und zieht den Schlüssel ab. Darauf stehen sie horchend da, Tobias und Valbina.

„Er ist imstande und schlägt die Tür ein,“ sagt Tobias. Seine Stimme ist unsicher.

Die Frau antwortet nicht, steht, die Hand auf den Tisch gestützt, mit vornübergebeugtem Kopf und scheint immer noch zu lauschen.

„Vielleicht wäre es besser, daß ich den Landjäger holte,“ hebt Tobias wieder an.



Julie Wolfthorn: Kinder der Mark.



„Daß Du ihm in den Weg liegest — dem Georg.“

Die Walbina wendet, während sie diese Antwort gibt, sich nicht um eine Linie, steht immer gleich gebückt und doch hoch am Tisch im schwarzen Kleid, mit dem weißen Kops und den schwarzen, zusammengezogenen Brauen. Jetzt zuckt sie ein bißchen. Draußen hat das Gartentor geknarrt. Aber es mag der Wind gewesen sein, der eben wieder vorbeist. „Da ist er,“ sagt Tobias.

Draußen drückt einer auf die Haustürflanke.

Die Walbina bleibt stehen, wie sie steht. Unruhig langt Tobias in den einen Bartzipfel, dann in den anderen. „Ist der nicht ein trauriger Mensch, so einer,“ murrte er in sich hinein.

Der draußen rüttelt an der Klinke. „Auf da!“ Jetzt schlägt er mit dem Schuh wider die Tür.

Da öffnet die Walbina ein Fenster. „Heute nacht wird nicht mehr aufgemacht. Sei vernünftig! Schlaf im Gasthaus!“

„Auf oder nicht,“ brüllt draußen der Georg. Wieder fährt ein schwerer Schuh an die Tür, dann scheint er sich mit seiner ganzen Gestalt dagegen zu werfen. Die alten Angeln krachen, schon splittert Holz.

„Die bringt er schon auf,“ sagt Tobias in kurzem, halbblauem Ton.

Die Walbina geht hinaus und öffnet. Fast ist es, als ob sie gewachsen sei. Sie tritt so an die Tür, daß sie ihm den Weg verstellt. „Mach uns nicht alle unglücklich, Du,“ sagt sie kurz, knapp.

Georg, groß und stark, wie er ist, schiebt sie beiseite. Sie spürt seinen Atem, der von Wein dampft. Von Wein dampft der ganze Mensch. Als sie dicht hinter ihm ins Zimmer tritt, sieht sie, wie sein Gesicht heiß ist. Haar und Schnurrbart glänzen wie feucht, in den Augen leuchtet die Glut.

„Ist sie heimgekommen?“ fragt er und geht gleich nach der Tür der Nebenkammer. „Alha, da ist sie,“ sagt er, als er die letztere verschlossen sieht.

Von der einen Seite tritt der Tobias, von der anderen die Walbina zwischen ihn und die Tür.

„Geh fort da, bei Gott,“ sagte der alte Mann.

Die Walbina hat die Hände rückwärts an den Türpfosten gelegt und sieht dem Sohn ins Gesicht. Es ist derselbe Blick, den sie nun so oft auf ihn geheftet hat. Es ist, als ob die hagere, grobknöchige Frau an ihrem Türpfosten emporschwäche, wie sie so dasteht.

Georg sieht einen Augenblick aus wie ein Stier, der zum Stoß ausholt. Alle Leidenschaften leuchten aus seinem Gesicht. „Daß mich hinein,“ knurrt er jetzt.

„Uns Leben nicht,“ sagt der Tobias.

„Heraus muß sie, sag' ich.“

„Was willst von dem Mädchen?“ stößt der Alte wieder heraus.

Noch einmal zögert der Georg wie zum Anlauf. „Haben will ich sie,“ feuert er. „Heraus muß sie jetzt, und gern sehen will ich doch, ob sie nicht bei mir sitzen muß, wenn es mir gefällt.“

Die letzten Worte sind schon halb im Lärm des Ringens untergegangen, das sich zwischen den zwei Männern anspinn. Tobias hält den Sohn gepackt. Er spannt seine ganze Kraft an, hält die Zähne verbissen. „Du kannst nicht herein,“ preßt er heraus. Aber Georg packt zu, roh. Jetzt reißt er und jetzt holt er aus. Mit einer fürchterlichen Gewalt schleudert er den alten Vater an den schweren Tisch hinüber. Dampf schlägt der Körper auf. Der Tobias ächzt. Am Tisch bleibt er halb betäubt liegen, vermag sich nicht zu erheben, so heftig schlug er auf. Der Georg lästert. Dann dreht er sich wieder der Tür zu. Eben prallt der Föhn wieder ans Haus und ein Luftzug von irgend-

woher hebt die Flamme der Lampe und läßt sie einen Augenblick über das Glas hinauszucken. Georg aber reißt die Augen auf. Da lehnt die Mutter an der Tür! Er hat sie nicht hinübergehen sehen nach der Ecke, wo das Jagdgewehr immer steht. Aber sie hält es in Händen, jetzt — das Gewehr! Und — was die groß ist, die Mutter! Ueber den Scheitel hinaus geht sie ihm selber. Das alles fährt ihm blitzähnlich durch den Kopf. Dann lacht er. „Ich erschrecke nicht so gerade,“ lacht er. „Tut das Schiefding fort, Ihr!“ Plötzlich suchte er mit den Armen, winkt wieder, daß sie das Gewehr wegnue, lacht noch immer dazu, tut aber einen Schritt rückwärts. Sie hebt das Gewehr, die Alte, legt es an die Wange! Was — was? Georg wird auf einmal nüchtern. Etwas wie Schreck springt ihm in die heißen Büge. Wieder suchte er mit den Armen. Da fällt ein Schuß. Die Wände zittern. Der Tobias fährt aus seiner Betäubung auf, richtet sich mühsam am Tisch empor.

Georg ist ins Knie gesunken, hebt den Arm abwehrend gegen die Mutter. Aber die Walbina tritt gegen ihn vor. Ihr Gesicht ist seltsam anzusehen, der Mund, die Nase, kein Zucken daran, alles wie plötzlich steinhart gefroren. Die Büge sind weiß, daß die Brauen und die Augen davon abstechen wie Kohle vom Schnee. Nur das schlichte Haar ist noch weißer.

„Was — was — was?“ stößt der am Boden liegende Mensch wieder heraus.

Da redet die Walbina: „Von mir hast das Leben, Du, Dein unnützes! So will ich Dir's auch wieder nehmen!“

Und sie zielt wieder, ganz ruhig, ganz niedrig jetzt, auf die Brust Georgs, der mit zerschossener Schulter stöhnt und sich umsonst abzuwenden sucht. Eine fürchterliche Uebermacht ist an der alten, hageren Frau. Meister ist sie gewesen über das Kind, Meister will sie auch jetzt werden. Der Gedanke ist in ihr, wächst plötzlich in ihr auf zu einer Wucht ohnegleichen. Dann fällt der zweite Schuß. Der Georg, der schwere Mensch, sinkt in sich zusammen.

Der Tobias, der sich am Tisch halten muß, weil ihm die Beine noch zittern, bewegt die Rippen, möchte reden und kann nicht. Die Walbina aber sieht sich nicht um, das Gewehr lehnt sie in die Ecke und das schwarze Tuch nimmt sie vom Nagel. Dann geht sie aus der Stube und hat nicht gesagt, wohin, geht anzeigen, was sie getan hat.

\*

Es hat es keiner glauben wollen, weder der Landjäger, noch der Polizeidirektor, noch die Steger überhaupt. Der Tatsache haben sie glauben müssen. Der Georg ist begraben. Die Walbina haben sie nach Altdorf geführt und verurteilt. Das konnte nicht anders sein; denn die Tat war geschehen. Aber das Urteil ist milde ausgefallen. Ein Jahr Gefängnis hat sie bekommen und — davon ist jeder überzeugt — nach einem halben Jahr werden sie sie entlassen. Zu viel ist, was zu ihren Gunsten spricht. Ihre Rechtschaffenheit, ihr Ansehen bei den Leuten, im Gegensatz dazu all das Schlechte, was man dem Sohn nachgesagt hat, die Erzählung des Tobias, der Lene und der Nachbarn. Die Erzählung des Tobias besonders! Als der Alte mit dem weißen Fehentbart vor das Gericht trat, bekamen die Richter Herzklappen. Mit dem Gut in den Händen stand der Tobias da. „Bei Gott und allen Heiligen — geht landauf und -ab — und so weit Ihr wollt — wie die Frau findet Ihr keine, die rechtschaffener ist.“

Das war keine lange, keine geübte oder feine Rede. Aber der Tobias holte es tief aus sich heraus, und es war irgendwie, als habe er mit den paar Worten ein Licht hoch und zünde auf den langen, geraden Weg zurück, den die Walbina an seiner Seite gegangen. Auf ein ganzes Leben zündete er zurück. Die Richter wußten, daß es ein ehrbares und achtenswertes

Leben gewesen war. Es ereignete sich der seltene Fall, daß, als die Herren, nachdem sie der Walbina das Urteil gesprochen hatten, aus dem Saale traten und, aus einem anderen Zimmer kommend, die Walbina im Korridor an ihnen vorüber abgeführt wurde, sie ohne ein Wort von einem zum anderen unbedeckten Hauptes standen, bis die Frau vorüber war.

\*

Die Zeit geht weiter. Auch das halbe Jahr der Walbina geht vorüber. Dann ist es, wie es gesagt worden: sie geben die alte Frau frei. Weil weder der Tobias noch die Lene die genaue Stunde der Freilassung kennen, holt sie niemand zu Altdorf ab. Sie mag es so gewollt haben. In schwarzem, schlichtem Gewand, wie sie immer gegangen, das Bispeltuch über den Kopf gelegt, einen Korb mit Gabelflecken am Arm, tut sie den Weg von Altdorf nach Steg zu Fuß. Sie schreitet ganz in derselben Art dahin wie immer, die starken Hände unter der Brust gekrenzt, mit weiten, schiebenden Schritten, und wenig auf das achtend, was zu seiten ihres Wegs ist. Leute begegnen ihr, solche, die sie nicht kennen, und solche, denen sie bekannt ist. Von den letzteren bleiben wohl etliche stehen und blicken ihr nach. Sie bemerkt auch, wie der und jener bei ihrem Anblick auffährt und sie anstarrt, ein anderer den Kopf beiseite wendet, um nicht grüßen zu müssen, aber ihre eingefallenen Wangen röten sich nicht. Die Menschen kümmern die Walbina nicht. In dem halben Jahre ihrer Gast hat sie mit dem Herrgott ausgemacht, was auszumachen gewesen ist. Viel gebetet und den Geislichen bei sich gehabt hat sie. Mit den Menschen hat sie nichts zu tun, will nichts von ihnen, hat darum auch keine Schen vor ihnen. Sie erreicht Steg und schreitet durchs Dorf. Daß die Nachricht vor ihr aufspringt: die Walbina ist zurück, sieht sie wohl, wendet aber den Kopf nicht darum.

Als sie ins Andermatthaus tritt, geht es gegen Mittag, und die Lene steht kochend in der Küche. Sie sieht das Mädchen dort stehen, aber sie tritt nicht zu ihr hinein, in die Stube geht sie und durch diese in die Nebenkammer, wo sie Tuch und Korb ablegt. Dann kommt sie zurück, als ob sie nur eben von einem kurzen Gang nach Hause gekommen, gibt der Lene, die ihr Heimkommen bemerkt hat und scheu zitternd und mit bleichem Gesicht in die Stube geschlichen kommt, die Hand, sagt: „Was kochst heute?“ wartet die Antwort nicht ab, sondern geht in die Küche hinaus und beginnt in der Pfanne mit dem Löffel zu rühren, den das Mädchen eben aus der Hand gelassen hat. So tritt sie in die Alltäglichkeit zurück, als ob sie sie nie verlassen hätte. Sie mag wohl das Zittern, die Schen und Verwirrtheit der Enkelin erkennen, aber mit einer sonderbaren wortlosen Entschlossenheit geht sie darüber hinweg, hilft unwillkürlich auch der anderen darüber hinweg. Und wie der Lene, so hilft sie nachher dem Tobias, ihrem Mann, als dieser nicht lange darauf von der Arbeit heimkommt, erregt und gebrechlicher als sonst. Am Gesicht ist ihm anzusehen, daß ihn der Gedanke an die nahe Heimkunft der Frau schon unterwegs, vielleicht schon lange aus dem Gleichgewicht gebracht hat. Als er sie nun plötzlich erblickt, zucken ihm die Rippen im Bart, das Wasser springt ihm aus den Augen. Aber die Walbina berührt mit kurzem, trockenem Griff ihrer Finger seine Hand, wie sie die Lene begrüßt hat, nimmt ihm Gut und Art ab, die er in der Hand hält, wie sie das früher bei seinem Heimkommen getan, und geht gleich die Suppe auftragen. In allem ist es, als sei sie nie fortgewesen. Selbst im Gespräch bei Tisch. Wie unter einem Zwang lassen Tobias und Lene sich bei ihr nieder, und sie spricht mit ihnen von Arbeit und Wetter und Gesundheit und dergleichen Dingen in ihrer alten, kurzen, auf den Kern gehenden Art. Nur von dem halben Jahre, das



sie eben hinter sich gelassen, und dem bösen Tag, der es eingeleitet, spricht sie nicht.

Der Tag ihrer Heimkunft verrinnt in den nächsten und dieser in andere. Was Ereignis gewesen, wird Alltäglichkeit. Tobias und die Lene merken kaum, mit welcher die Zähne verbeißenden Straft die Valbina sie an dem Ereignis vorüber und wieder in die Alltäglichkeit zurückgeführt hat. Der Tobias lebt auf. Der summt er mag ihn wohl manchmal stechen, aber die Behaglichkeit, mit der er empfindet, daß die Hände, die lange Jahre für ihn gesorgt haben, wieder an der Arbeit sind, ist ein gutes Heilpflaster. Die Lene findet schon schwerer den Weg über böse Erinnerungen hinweg und kann es nicht lassen, tut es unbewußt, daß sie immer und immer wieder die Großmutter von der Seite anieht, stammend, in geheimem Schauder, weil sie noch das getan hat mit eigener Hand — einen Menschen getötet. Die Valbina weiß auch, daß die Lene das tut, weiß es und hat weder Born noch Qual deswegen, soweit einer sehen kann. Sie läßt nur Tobias gegenüber das Wort fallen: „Der Schwester will ich die Lene geben nach Erstnacht hinunter. Es ist zu langweilig für das Mädchen bei uns zwei strankern. Die Haushaltung kann sie auch besser lernen dort, wenn sie doch den Peter nehmen will bald.“

Als die Valbina das gesagt hat, denkt sie das Mädchen von der Last zu befreien, die ihre Gegenwart für dieses ist, weiß aber auch, daß sie die Enkelin in ein Haus bringt, aus dem der Peter, der Nachbar, sie in ein, zwei Jahren lieber holen wird als aus dem ihren.

Was die Valbina gesagt hat, wird bald zur Tat. Sie hat immer eine rasche Hand gehabt und führt aus, was sie im Sinn trägt. Willig, ja fröhlich zieht die Lene um. Und als sie gegangen ist, haufen die Alten weiter. Der Tobias täglich zufriedener, täglich besser die Vergangenheit vergessend, die Valbina — ja die Valbina...

Es sieht ihr keiner viel an, außer daß sie bager ist und nicht lacht und keine Farbe im Gesicht hat, es weiß keiner, was ihr ist: daß sie zuweilen im Halbdunkel auf der Hausbank sitzt oder oben in der Kammer, wo einmal der Georg geschlafen, oder in der Stube, dort — wo — wo er gelegen hat an der Wand! Ganz still sitzt sie da. Weinen können die Frauen dazuland nicht recht, haben weder Worte noch Gebärden noch Stöhnen für das, was sie quält. Aber jedesmal, wenn die Valbina so sitzt, allein, ihren Gedanken überlassen, sieht sie den Sohn, wie sie ihn als klein gekannt und an ihm Freude gehabt hat, wie er größer geworden, fortgegangen und heimgekommen ist, sieht ihn und freut sich an ihm und hängt an ihm mit tausend festen Fasern und fühlt wieder Faser um Faser reißen in höllischem Schmerz, verliert ihn wie sie ihn geboren in Wehen, nur in viel fürchterlicheren Wehen, verliert ihn so täglich, macht das alles in sich ab, daß keiner es sieht und — und weiß, daß, wenn noch einmal alles käme, wie es gewesen, sie es nicht anders tätel —



## Klassenkampf und Oekonomie im alten Athen.

Von H. Conrady.

(Fortsetzung)

Si nfort sollte als attischer Bürger jeder Freie gelten, der in einer attischen Gemeinde seinen Wohnsitz hatte. Dadurch bekamen Tausende von eingewanderten Griechen aus anderen Landschaften, sogenannte Metaken oder Schwerverwandte, sowie zahlreiche freigelassene Sklaven das Bürgerrecht. An die Stelle der vier alten Geschlechtsstämme traten zehn neue Gemeindestämme, deren Mitglieder nicht durch Verwandtschaft, sondern durch Zugehörigkeit zu einer Anzahl von zu einer Phyle

vereinigten Demei oder Gemeinden zusammenhängen. Nicht mehr die Demei, sondern der Demos, die Gemeinde war von nun an das unterste Glied der athenischen Republik. Der Demos hatte demokratische Selbstverwaltung ohne jede Besitzklausel, unterschied sich aber dadurch wesentlich von unserer Gemeinde, daß er nicht immer bloß einen Ort, nicht immer einen ganzen Ort und nicht immer bloß Ortsangehörige umfaßte. Zu dem Demos, in dessen Gemeindegliederliste einer bei der ursprünglichen Einteilung eingetragen worden war, gehörte er auch dann noch, wenn er nach einem anderen Orte verzog, und auch seine Nachkommen verblieben in eben diesem Demos, gleichviel, wo sie wohnten. Meistens bildeten mehrere Dörfer zusammen eine Gemeinde. Die Stadt Athen dagegen war keine Kommune mit einheitlicher Verwaltung, sondern zerfiel in 10 Demei, die verschiedenen Phyle angehörten. Die Phyle nämlich umfaßte nicht lauter zusammenliegende Demei, sondern bestand zu je einem Drittel aus mehrere Demei umfassenden Streifen (Trittyen oder Dritteln), die der Küste, dem Binnenland bzw. dem Gebirge angehörten. Wie der Demos, so hatte auch die Trittyis und die Phyle Selbstverwaltung mit bestimmten Kompetenzen. Diese Einteilung wirkte ganz Attika durcheinander mit der Absicht, der Bildung von Parteien auf landschaftlicher Grundlage den Boden zu entziehen und den örtlichen Einfluß der Adelsfamilien zu brechen. Jede der neuen Phyle entsandte 50 Mitglieder in den „Mal“ der Republik, der also nicht mehr aus 400, sondern aus 500 Köpfen bestand. Für die Besetzung der Staatsämter blieben die Besitzprivilegien der oberen Klassen des solonischen Systems zunächst noch bestehen. Die Lücken der demokratischen Staatsordnung wurden aber im Verlauf der nächsten beiden Menschenalter unter Führung der demokratischen Staatsmänner Aristides, Ephialtes und Perikles fast ganz beseitigt. Gegen 450 v. Chr. war die athenische Demokratie so gut wie komplett.

Die Revolution des Kleisthenes erstreckte sich — im Gegensatz zu den Maßregeln der Zeit des Solon und des Pisistratus — nicht auf ökonomisches Gebiet. Der Aristokratie blieb ihr augenblicklicher Besitzstand erhalten. Die Klassen der Bauern und Deminggen befanden sich in auskömmlicher Lage, hatten daher kein dringendes Eigeninteresse an einer völligen Expropriation der Eupatriden und nahmen nicht ein selbstloses Interesse daran, den Lohnarbeitern zu Land zu verhelfen. Die Tagelöhner waren aber für sich allein numerisch zu schwach, um ihre ökonomischen Interessen durchsetzen zu können. Ein Jahrhundert nach Kleisthenes gab es bloß 5000 athenische Bürger ohne Grundbesitz. Gegen 500 werden es nicht viel mehr gewesen sein, und das unter einer Bürgererschaft von 30000 Mann; so gibt wenigstens Herodot die Gesamtziffer für Kleisthenes' Zeit an. Mindestens drei Viertel der Bevölkerung gehörten also damals dem Mittelstand an. So war die Eigentumsfrage zunächst nicht brennend. Natürlich hätten die Aristokraten immer noch gern ihre frühere Stellung wiedergewonnen. Sie hatten freilich die Erfahrung gemacht, daß sie im offenen Kampfe der Masse nicht gewachsen seien. Aber sie wählten beständig und fest den demokratischen Ausgestaltung der Republik fortgesetzt zähen Widerstand entgegen, wobei sie kein Mittel scheuten: u. a. wurde der Volksführer Ephialtes auf adliges Veranlassen ermordet. Aber auf fast ein Jahrhundert nach Kleisthenes hinaus vermochten die Edelsten und Besten die politische Gewalt nicht zurückzuerobern. Wenn also die Revolution des Kleisthenes nicht auf ökonomisches Gebiet übergriff, so trat doch in ihrem Gefolge eine wirtschaftliche Umwälzung

ein: im Verlauf weniger Jahrzehnte ward Athen ein großer Handels- und Industriestaat. Bis dahin war Attika immer noch in der Hauptsache Agrarland. Die Hauptstadt hatte erst höchstens 25000 Einwohner. Nun schwoh es mit seinem in den ersten Jahrzehnten des 5. Jahrhunderts erbauten neuen Hafen, dem Piräus, mit großer Schnelligkeit auf hunderttausend an und ward damit die größte Stadt Griechenlands. Für dieses rapide Wachstum war die politische Umgestaltung Athens ohne Zweifel bedenklich. Schon Herodot sieht hier einen ursächlichen Zusammenhang zwischen der Zunahme Athens und der Einführung der „Isagoria“, der Freiheit und Gleichheit. Der Zuzug nach Athen erfolgte größtenteils aus anderen Gebieten der griechischen Welt und zog sich ganz gewiß zunächst vornehmlich deshalb nach Athen, weil hier zum Unterschied von anderen griechischen Staaten die Zugezogenen seit Kleisthenes mit den Eingeborenen gleichberechtigt waren. Erklärt sich hierdurch, warum Fremde sich lieber in Athen als anderswo niederließen, so bleibt noch die Frage zu beantworten, wie es denn kam, daß überhaupt zahlreiche Griechen ihren bisherigen Wohnsitz aufgaben.

Da muß in erster Linie auf die griechischen Freiheitskämpfe gegen Persien hingewiesen werden, deren Einzelheiten natürlich nicht hierher gehören. Die Perserkönige hatten nach der Mitte des 6. Jahrhunderts das kleinasiatische Vordereich des Krösus erobert und dann auch die griechischen Städte an den Küsten Kleinasiens ihrem Despotismus unterworfen. Das noch der Fremdherrschaft lastete zunächst verhältnismäßig leicht auf den Joniern; man gab ihnen einheimische Herren, Tyrannen, und legte ihnen Tribute sowie Seeresolge an. Aber die Jonier wollten überhaupt nicht unterworfen sein, wollten nicht, wie die „Barbaren“, Sklaven des einen Despoten sein: „Euch Griechen“, sagte einmal ein persischer Großer im Gespräch mit dem berühmten Athener Themiokles, „euch Griechen ist vor allem Freiheit und Gleichheit wichtig.“ So erhoben sich die kleinasiatischen Griechen bei erster Gelegenheit. Von 500-494 dauerte der jonische Aufstand. Nach anfänglichen Erfolgen der Griechen erlitten sie eine entscheidende Niederlage bei ihrer größten Stadt, bei Milet, das nach mehrjähriger Belagerung erlirmt, geplündert und niedergebrannt wurde. Ebenso erging es einer Reihe anderer jonischer Städte. Demnächst wandten sich die Perser gegen die Ständesgenossen der Jonier im europäischen Griechenland. Von hier war aus einzelnen Staaten Unterstützung gekommen, in der Erwägung, daß die Perser nach Niederwerfung der asiatischen Griechen unfehlbar versuchen würden, auch die Inseln und das europäische Hellas zu unterwerfen. Insbesondere hatte Athen eine Anzahl Zwölfe geschickt, eine kleine Anzahl; denn Athen war damals noch keine große Seemacht. Darum trafen die Athener den Persern auch nicht zur See entgegen, als diese 490 eine Expedition nach Griechenland unternahm. Das in Attika gelandete Heer der Perser ward auf der Ebene von Marathon 490 von den Athenern geschlagen und zum Rückzug auf die Schiffe und nach Persien gezwungen. Es war voranzusehen, daß der Großkönig versuchen werde, die Scharke anzuziehen. Auch im Hinblick hierauf gingen die Athener in dem Jahrzehnt nach Marathon daran, eine große Flotte zu bauen. Der Hauptgrund aber war ihr Neid auf die kommerzielle und industrielle Ueberlegenheit der naben Insel Megara, die sie zu erobern wünschten. Die Mittel zu dem Flottenbau lieferte die reiche Ausbeute der Silbergruben von Laurion in Attika. Zunächst wurden 100 „Trieren“ gebaut, denen weitere folgten. 480



erfolgte zu Land und zur See der Kernzug nach Griechenland. Die kolossale numerische Ueberlegenheit der Perier erzwang den Durchzug durch den Thermopylenpaß; Athen selbst fiel zweimal in die Hände der „Barbaren“ und ward niedergebrannt. Die Athener aber waren an Bord ihrer Schiffe gegangen und taten das meiste zum entscheidenden griechischen Seesieg bei Salamis (480), dem im nächsten Jahre ein Landsieg bei Plataä folgte. Die Perier räumten Hellas und sahen sich ihrerseits in Kleinasien von den Griechen angegriffen: zur gleichen Zeit, als in Griechenland die Landeschlacht bei Plataä stattfand, errangen an einem Vorgebirge bei Samos die verbündeten Griechen den Seesieg von Mykale. Der Krieg dauerte dann noch ungefähr 15 Jahre fort und führte zur Befreiung der asiatischen Griechen vom persischen Joch. Bei diesen Kämpfen hatte Athen die Führung, während die übrigen griechischen Staaten, besonders Sparta, sich bald von dem Seekrieg zurückzogen. Athen trat dann auch an die Spitze des Seebundes, der sich 477 v. Chr. bildete und außer Athen die Inseln im ägäischen Meere sowie die kleinasiatischen Griechenstädte umfaßte.

Diese erhoben sich aber nur ganz allmählich aus ihrem Verfall, zumal ja durch den endlosen Krieg die wirtschaftlichen Beziehungen zum kleinasiatischen Hinterland andauernd gestört blieben. Insbesondere gelangte Milet nicht wieder auf seine frühere Höhe: ehemals war es die bedeutendste Handels- und Industriestadt der griechischen Welt gewesen. Von hier und aus anderen Plätzen sind nun zur Zeit der Perierkriege zahlreiche Bürger, besonders viele Geldleute, mit ihrem ganzen beweglichen Besitz nach der Stadt übergesiedelt, die nun im östlichen Mittelmeerbecken dominierte und auch sonst den Zuziehenden so günstige Chancen bot. Athen ward, was Milet gewesen war. Von modernen Historikern wird dies neue, alte Athen vielfach eine Fabrikstadt genannt. Dieser Ausdruck ist aber durchaus nicht am Platz, weil er ganz falsche Vorstellungen hervorruft. In den industriellen Betrieben von Athen, wie von ganz Griechenland, gab es keine Maschinen. Ziemlich stattliche Großbetriebe waren freilich zu verzeichnen: wir hören von Betrieben, worin 120 Mann beschäftigt waren, während andererseits solche mit 20 und 30 „Händen“ schon für ganz erheblich galten. Man kannte nur die Ausnutzung von Handarbeit, nicht von Naturkräften. Was diese Großbetriebe vor dem Handwerk voraus hatten, das war hauptsächlich eine ausgebildete Arbeitsteilung; z. B. wurden selbst in der Schuhmacherei die einzelnen Teile des Produktes von verschiedenen Arbeitern gefertigt. Die athenischen Großbetriebe waren also nach Marx'scher Terminologie Manufakturen. Aber sie unterschieden sich wesentlich von der modernen Manufaktur: der athenische Manufakturbesitzer beschäftigte nicht freie Arbeiter, sondern ausländische Sklaven. Sklaven hatte es ja nun immer in Athen gegeben, seit Aufhebung der Schuldklaverei aber waren es hauptsächlich Luxusklaven zur persönlichen Bedienung gewesen, während sonst die freie Arbeit durchaus vorwog. Nun aber häuften sich große Mengen ausländischer Sklaven in Athen an. In der Hauptstadt selbst werden wohl durch den Wettbewerb der Großbetriebe viele Handwerker ruiniert worden sein. Andererseits aber warfen sich zahlreiche wohlhabende Demoiurgen selbst auf den Großbetrieb, die Sklavenausbeutung, und es behauptete sich auch ein zahlreicher Mittelstand freier Handwerker in Athen. Aber die Sklavewirtschaft ergriff auch das platte Land. Auf dem Sklavenmarkt von Athen waren importierte „barbarische“ Sklaven in Massen zu erstehen, die billiger kamen, als die bisher beschäftigten freien Tagelöhner. So ging man auf den Gütern all-

gemein dazu über, diese durch Feldsklaven zu ersetzen. Im Xenophons „Wirtschaftslehre“ findet man keine Spur mehr von Theten: Sklaven besorgen sämtliche Gutsarbeit. So wurden in den nächsten Jahrzehnten nach dem Ausbruch der Perierkriege große Massen von Landarbeitern beschäftigungslos und zogen mit ihren Familien nach Athen, um sich hier nach Arbeit und Verdienst umzusehen.

Regelmäßige Beschäftigung war aber auch in der Hauptstadt nach Lage der Dinge nicht leicht zu finden, sondern nur Gelegenheitsarbeit, Handlangerdienste, wofür es 3 Obolen den Tag gab: 3 Obolen waren nach der Silbermenge etwa soviel wie 3 von unseren ehemaligen Silbergroschen, nach der Kaufkraft etwa soviel wie 1 Mark. Das war nun zu wenig zum Leben und zuviel zum Verhungern: Brot und als Zusatz Salzische aus dem Schwarzen Meer ließen sich allenfalls für 3 Obolen erschwingen, wenn sie regelmäßig einkamen; infolge der häufigen Arbeitslosigkeit der freien Proletarier aber hatte Athen bald bei all seinem Reichtum ein gräßliches Massenelend zu verzeichnen. Die Frage, was mit den armen Freien werden sollte, erschien als desto dringlicher, weil diese nun bei den Abstimmungen in den freien Volksversammlungen ein mächtiges Gewicht in die Waagschale zu werfen hatten: man muß bedenken, daß — von außergewöhnlichen Gelegenheiten abgesehen — regelmäßig viermal im Monat Volksversammlung war, und daß die Bauern meistens nicht hereinkamen. So versuchten zunächst beide Parteien, die aristokratische und die demokratische, sich die Proletarierstimmen streitig zu machen. Die Reaktionsäre gingen dabei ganz plump zu Werk: reiche Junker, z. B. der aristokratische Feldherr und Staatsmann Kimon, hielten vielfach offene Tafel für arme Mitbürger, womit es offenbar auf den reinen Stimmenkauf abgesehen war. Indes, die Proletarier kannten den Adel zu gut, um ihm auf den Leim zu gehen: die Besitzlosen hielten sich in ihrer ganzen Masse zur demokratischen Partei und wurden deren Gewaltthäuser. So mußten die Führer der Demokratie proletarische Interessen berücksichtigen.

Sie selber aber waren durchaus keine Proletarier, sondern vertraten hauptsächlich die Interessen der Schicht, deren Einfluß in der demokratischen Partei jetzt überwog, den gewerbetreibenden Teil der Besitzenden, trieben also eine merkantilistische, auf Förderung von Handel und Industrie gerichtete Politik. In den letzten Jahrzehnten des 5. Jahrhunderts waren die Wortführer der Demokratie selbst Inhaber von Manufakturen oder Handelsfirmen: der Lederfabrikant Kleon, der Schafshändler Thukydides, der Seilereibesitzer Eurkrates, der Lampenfabrikant Hyperbolos, der Instrumentenfabrikant Kleophon, lauter Leute, die Sklavenarbeit ausbeuteten. Es ist klar, daß solche Politiker nicht die Forderung aufstellten, die allein auf die Dauer den besitzlosen Freien Arbeit verschaffen konnte: Aufhebung der Sklaverei. Nun ging die Führung der demokratischen Partei freilich erst nach den ersten Jahren des peloponnesischen Krieges, der 431 begann, direkt in die Hände von Gewerbetreibenden über, ihre Interessen waren aber auch schon vorher maßgebend, während des Menschenalters, in dem Perikles († 429), ein Politiker aristokratischer Herkunft, aber demokratischer Gesinnung, leitender Staatsmann Athens war.

Die sozialpolitischen Maßregeln, die auf Perikles Vorschlag vom Rat und der Volksversammlung beschlossen wurden, gingen also nicht an die Wurzel des Übels, waren aber überaus folgenschwer. Zuvörderst suchte er aus staatlichen Mitteln Arbeit für die Besitzlosen zu beschaffen: gewaltige öffentliche Bauten sind bekanntlich der Hauptstolz des perikleischen Zeit-

alters. Einmal wurden große Ruhbauten angeführt: Hafenanlagen im Piräus und die beiden „langen Mauern“ (1 deutsche Meile lang), die auch für Kriegszeiten die Verbindung zwischen dem Piräus und Athen sicher stellten. Zu demselben Zusammenhang sind auch die großen Zierbauten auf der Akropolis zu nennen, Parthenon, Propyläen usw. In einer Rede über die Baufrage stellte Perikles dem athenischen Volk u. a. vor, daß man sich von dem Werk für die Zukunft unsterblichen Ruhm, für jetzt aber allgemeine Wohlhabenheit erwarten könne, weil dabei mancherlei Arbeiten und Geschäfte aufkämen, die jede Kunst erwecken, allen Händen zu tun geben und so fast die ganze Stadt in Verdienst setzen würden, die, während sie sich verschönere, zugleich auch sich ernähre. So liest man in Plutarchs Periklesbiographie. Der alte Geschichtsschreiber fährt dann fort, Perikles habe bezweckt, daß die nicht mit Kriegsdienst beschäftigten Bürger ihren Unterhalt nicht im Müßiggang ohne Arbeit erhalten sollten, und darnach durch Aufführung der riesigen Bauwerke dem Volk alle Hände voll zu tun gegeben. Zimmerleute, Bildhauer, Kupferschmiede, Steinmetzen, Färber, Goldarbeiter, Eisenbeindreher, Maler, Sticker, Drechsler, Matrosen, Fuhrleute, Wagner, Seiler, Leinweber, Kiemer, Wegebauer, Vergleute, zählt Plutarch auf und sagt weiter: „Jede Kunst hatte noch, wie ein Feldherr, ein eigenes Heer von gemeinen Leuten aus der unteren Volksklasse unter sich, die bei der Arbeit als Handlanger dienten. Auf diese Weise konnten die mancherlei Verrichtungen sozusagen über jedes Alter, über jeden Stand reichlichen Gewinn verbreiten und austreten.“ In der Tat kamen bei den Perikleischen Bauten Summen in Umlauf, die nach den Begriffen jener Zeit groß waren. Die Prachtbauten kosteten über 2000 Talente, die langen Mauern und die Anlagen im Piräus nicht viel weniger. 4000 Talente nun sind nach unserem Gelde bei nahe 20 Millionen Mark, und die größere Kaufkraft des Geldes im 5. Jahrhundert v. Chr. in Betracht gezogen, soviel wie etwa 60 Millionen Mark.

Mit alledem war den armen Athenern aber noch nicht auf die Dauer geholfen. Die Republik griff denn auch bereits im perikleischen Zeitalter zu noch anderen Mitteln. Sie durfte, wie das Staatswesen sich umgestaltet hatte, großer Mengen von Bürgern für öffentliche Dienste. Da war der Rat der 500. Da war das Volksgericht, die Heliaä, deren 10 Abteilungen mit insgesamt 6000 Geschworenen besetzt und viel beschäftigt waren, da die Heliaä jetzt nicht mehr bloß Berufungsinstanz, sondern erste Instanz war und auch alle wichtigen Fälle aus dem ganzen Gebiet des attischen Seebundes abzurteilen hatte. Diese Funktionen waren bis auf Perikles unbezahlt gewesen; nun wurden sie bezollet und damit eine neue Einnahmequelle für Tausende von ärmeren Athenern geschaffen: speziell der Richtersold wird allmählich auf die Höhe von 3 Obolen pro Sitzungstag gebracht, war also so groß, wie der durchschnittliche Lohn für ungelernete Arbeit. Es liegt auf der Hand, daß in erster Linie Besitzlose geneigt waren, Richterstellen zu übernehmen. Außerdem gab es noch anderen Staatsdienst, der, zuvor unbezollt, jetzt bezollt wurde: für den Kriegsdienst wurde gleichfalls eine tägliche Löhnung von 3 Obolen angesetzt. Nun spielte der Dienst im Landheer, das eine Milizarmee war, in Friedenszeiten keine besondere Rolle. Dagegen unterhielt Athen jetzt ständig eine Flotte von 60 Trieren, die jährlich 8 Monate im ägäischen Meere kreuzte. Die Flottenmannschaften gehörten hauptsächlich dem Proletariat an, das durch den Seedienst also eine weitere Unterhaltungsquelle hatte.

(Fortsetzung folgt.)



## Die Schnurrhaare der Tiere.

Von Th. Zell.

Es ist eine alte Erfahrung, daß manchmal die Bedeutung derjenigen Dinge, die jeder alltäglich vor Augen hat, am wenigsten bekannt ist.

Daß unsere Hauskatze Schnurrhaare besitzt, ferner daß es noch zahllose andere Tiere gibt,

die dergleichen Haare ihr eigen nennen, weiß fast jedermann. Tragt man nun gelegentlich nach dem Zweck dieser Haare, so bekommt man gewöhnlich die Antwort, daß sie zum Schmuck dienen — falls man nämlich überhaupt eine Antwort auf diese Frage erhält. Diese Erklärung läßt sich hören, aber sie ist trotzdem falsch. Denn sie steht mit folgenden Tatsachen im Widerspruch.

Daß die Mähne ein Schmuck des Löwen ist, bezweifelt wohl niemand, wie ja zahlreiche Männchen — man denke an den Bart des Mannes, den Stamm des Fahnes usw. — durch derartige Verzierungen vor dem Weibchen ausgezeichnet sind. Warum besitzt es außerdem noch

Schnurrhaare? Und warum fehlen sie bei anderen berühmten oder beharteten Geschöpfen? Der Mantelpavian z. B. besitzt ein mächtiges Haar-

kleid, hat aber keine Schnurrhaare, der Satansaffe besitzt einen Vollbart, um den ihn mancher Bartlose beneiden könnte,

auch ihm fehlen wie allen Affen die Schnurrhaare. Ist diese Erscheinung schon auffallend, so ist das Wesen des Schmuckes für ein Männchen unvereinbar damit, daß auch das Weibchen — hier die Löwin — Schnurrhaare trägt. Warum bekommt schließlich der junge Löwe viel eher die Schnurrhaare als die Mähne? Haare, die sowohl bei Männchen als Weibchen vorkommen, ferner schon bei den Jungen vorhanden sind, können unmöglich dem Schmucke dienen.

Den besten Beweis für die letzte Behauptung erbringt uns die Hauskatze. Schneidet man ihr die Schnurrhaare ab, so kann man be-

obachten, daß sie von einer merkwürdigen Unsicherheit befallen wird. Und wie sollte es auch anders sein? Sind ja doch die Schnurrhaare ihr Zollstab, ohne den sie ihr Gewerbe nicht ausüben kann. Was sollte wohl ein Tischler anfangen, wenn ihm das Metermaß genommen wird?

Aufmerksamen Tierbeobachtern ist es schon längst bekannt, daß die Schnurrhaare für die Katze der Maßstab sind, ob sie durch eine Deif-

Singer oder vor Aufregung eine Öffnung falsch taxiert und jämmerlich mit seinem Körper stecken bleibt! Wenn sie keine Schnurrhaare hätten, so wäre das wohl bei allen Schleichraubtieren eine alltägliche Erscheinung!

Affen sind keine Raubtiere und fliehen in der Wildnis nicht in Löcher, deshalb haben sie keine Schnurrhaare. Wie es einem solchen Geschöpf ergehen kann, wenn es in die veränderten Verhältnisse der Gefangenschaft gelangt, zeigt

folgende Erzählung Drehms von einem Nachtaffen, den er besaß: „Ein eigentliches Geschick machte seinem Leben ein Ende. Nachdem ich ihn wochenlang beobachtet hatte, beschloß ich, ihn in einen größeren Käfig einzustellen, um so mehr, als ich ihn durch die hier unterhaltene Wärme eine Wohltat zu erzeugen hoffte. Schon in der zweiten Nacht hatte er die Tür des Käfigs zu öffnen gewußt und war verschwunden, blieb es auch, des aller sorgfältigsten Suchens ungeachtet. Erst vier Wochen später fanden wir seinen Leichnam in einer engen Mauerlücke auf. Er hatte sich durch diese einen Ausweg zu bahnen gesucht, sich dabei aber so fest geklemmt, daß er nicht imstande war, vor- oder rückwärts sich zu bewegen und so seinen Untergang gefunden.“ Hätte der Nachtaffe Schnurrhaare besessen, so wäre ihm dieses Schicksal erspart geblieben. Für alle Schleichraubtiere ist im Gegensatz zu den Laufraubtieren das Vorhandensein von Schnurrhaaren



Julie Wolfthorn: Abendstimmung.

nung mit dem Leib noch hindurch kann oder nicht. Stößt sie nicht mit ihnen an, so geht es, anderenfalls wäre ein Versuch zwecklos. Für ein Schleichraubtier, das alle Winkel und Löcher nach Beute durchsucht, ist es natürlich eine Lebensfrage, ein solch unfehlbares Instrument bei sich zu führen.

Man versetze sich doch einmal in die Lage eines Raubtieres, das eine Beute erblickt hat und sich nun lautlos anschleichen will. Fast immer wird es durch Gestrepp, Löcher und dergleichen sich winden müssen. Wie leicht könnte es nun passieren, daß es infolge von quälendem

Lebensfrage. Den Unterschied macht man sich am besten an Katze und Hund klar, erstere ist Schleichraubtier, letzterer Laufraubtier.

Laufraubtiere wie Wölfe, Hunde usw. haben deshalb nur schwache Schnurrhaare, weil sie bei ihnen nur eine untergeordnete Bedeutung haben. Außerdem können sie im Gegensatz zu den Katzen mit den Vorderpfoten scharren und deshalb manche zu enge Öffnung erweitern.

Denn bei der Natur herrscht die größte Sparsamkeit. Kann sich ein Geschöpf vermöge seiner starken Krallen sofort in das Erdreich einwühlen wie z. B. das Erdferkel, so erhält es



keine Schnurrhaare. Es besitzen demnach Schnurrhaare Löwe, Tiger, Jaguar, Leopard, Buma, Luchs, Fuchs, Marder, Iltis, Wiesel, überhaupt alle Schleichraubtiere.

Der Wair klettert nicht erst durch Doffnungen, um eine Wente zu erlegen, deshalb hat er keine Schnurrhaare.

Umgekehrt sind die Schnurrhaare am wichtigsten für diejenigen Raubtiere unter den Säugetieren, die im Wasser Fische verfolgen und leicht in Gefahr geraten, sich in Spalten und Nissen festzuklemmen. Da sie durch Lungen atmen, so genügt eine kurze Zeit, um ihren Erstickungstod herbeizuführen. Demnach haben auffallend starke Schnurrhaare alle Robben: Seehund, Sattelrobbe, Klappmilch, Walroß, Seelöwe, Seebär, Wähenrobbe — ferner die Raubtiere Fischotter und Seeotter.

Warum haben aber die Wale keine Schnurrhaare? Die Antwort liegt auf der Hand. Weil ihr Kopf ebenso dick ist wie ihr Leib, beim Potwal sogar noch dicker. Deshalb haben auch die Fische keine Schnurrhaare, denn der Leib ist nicht dicker als der Kopf, sondern nur höher. Oben und unten besorgen aber die Flossen denselben Dienst, den anderwärts die Schnurrhaare verrichten.

Selbstverständlich haben die Bartgrundeln mancher Fische, z. B. der Welse, nichts mit den Schnurrhaaren zu tun. Ihr Zweck liegt auf einem ganz anderen Gebiete, denn sie lassen dieselben wie Würmer hin und her tanzen, um kleine Fische dadurch anzulocken.

Vögel, die sich in der freien Luft bewegen und nicht in Löcher kriechen, brauchen ebenfalls keine Schnurrhaare.

Umgekehrt müssen alle Pflanzenfresser, die sich in Gebüsch oder enge Höhlen retten, Schnurrhaare haben, also z. B. das große Heer der Mager, wie Ratten und Mäuse, ferner Eichhörnchen, Murmeltier, Siebenschläfer, Haselmaus, Viber, Springmaus, Hamster, Lemming, Schindilla, Wiscacha, Gase, Kaninchen usw. Dem-

entsprechend haben die Verfolger ebenfalls Schnurrhaare wie Spitzmaus oder Wiesel usw.

Alle Pflanzenfresser, die nicht in dieser Weise flüchten, besitzen auch keine Schnurrhaare — die man natürlich nicht mit der gewöhnlichen Behaarung der Oberlippe verwechseln darf. Also sie fehlen z. B. folgenden Geschöpfen: Elefanten, Nashörnern, Biffeln, Hindern, Antilopen, Straffen, Kamelen, Lamas, Pacos, Reinnas, Ziegen, Steinböden, Wildschafen, Schafschafen, Gemsen, Pferde, Zebras, Eseln, Hirschen, Elchen, Reutieren, Rehen, Schweinen, Milpferden usw. Auch Ränguruhs und Fledermäuse besitzen sie nicht.

Affen und Faultiere flüchten nicht in enge Löcher und haben deshalb keine Schnurrhaare, ebenso auch der Mensch nicht.

Die hier gegebene Erklärung deutet mit Leichtigkeit, warum z. B. außer der Wähne wie beim Löwen noch Schnurrhaare vorhanden sein müssen, ferner, weshalb auch Weibchen und die Jungen dergleichen besitzen. Sie macht es selbstverständlich, weshalb die Männchen, die bedeutend größer als die Weibchen sind, z. B. bei den Seelöwen, auch sehr viel längere Schnurrhaare besitzen. Umgekehrt versteht man auch, weshalb die Weibchen, die größer sind als die Männchen, wie z. B. bei den Seehunden, auch größere Schnurrhaare besitzen.

Ferner ist es einleuchtend, daß sie nicht wie der Bart bald länger, bald kürzer sind, sondern bei allen Geschöpfen derselben Art dieselbe Länge besitzen müssen, da bei einem ausgewachsenen Tiere die Dicke des Leibes als konstante Größe betrachtet werden kann.

Aus dem Vorhandensein dieser Haare kann man ohne weiteres einen Schluß auf die Lebensweise des Geschöpfes ziehen. Merkwürdigerweise besitzen einige Halbaffen Schnurrhaare, z. B. der Wildmakri, über dessen Freileben wir so gut wie gar nichts wissen. Wir können mit Bestimmtheit die Behauptung aufstellen, daß er als Baumtier sich jedenfalls wie Eichhörnchen,

Haselmaus usw. in enge Löcher flüchtet und deshalb Schnurrhaare gebraucht.

Daß die Tiere nicht aus bloßer Übung die Doffnungen richtig schätzen, lehrt folgender Fall, der sich vor einiger Zeit im zoologischen Garten zu Hannover ereignete. Ein Iltis, also ein mit Schnurrhaaren versehenes Geschöpf, hatte sich in einem Eisen gefangen und war damit entflohen. Auf der Flucht war er durch ein Gitter geschlüpft, aber hierbei stecken geblieben. Er selbst konnte zwar hindurch, wie ihm die Schnurrhaare richtig angezeigt hatten, aber das Eisen war für die Doffnung zu groß. In dieser fatalen Lage wurde er von Ratten angetroffen und er, der Rattentöter, von ihnen jämmerlich zerrissen und aufgefressen.

Wie es allerdings kommt, daß die Schnurrhaare stets gerade so lang sind, daß der Körper hindurch gelangt, falls sie bei einer Doffnung nicht anstoßen — das ist ein Wunder, wie so viele in der Natur, worüber ich mir kein Urteil erlaube. —

Kunst erfordert das gesündeste, vollständigste Naturgefühl, ungeschwächte Sinne und ein reges, bewegliches Gemüt.

Friederike Barnhagen von Ense.

... Die wahre Kunst ist höchste Freiheit, und nur die höchste Freiheit kann sie aus sich kund geben. Kein Befehl, keine Verordnung, kurz kein äußerlicher Zweck kann sie entstehen lassen.

Richard Wagner.

Um große Kunst nachempfinden zu können, braucht es in erster Linie Herz und Phantasie. Der Verstand kann nachher kommen und sich die Sache zurechtlegen.

Karl Feuerbach.

Die Kunst ist Freude an sich, am Dasein, an der Allgemeinheit.

Richard Wagner.

In der Kunst vor allem gilt: Trachtet nach der Schönheit, und alles andere wird euch werden!

Herhold Kuerbach.

## Vaterrecht.

Novelle von Ilse Frapan.

(Fortsetzung.)

Es war kein Wunder, daß die Armenmutter und der Lehrer und der lahme Schneider — daß sie alle drei ein wenig verliebt waren in das Breneli. Das Breneli war ihr Geschöpf, ganz und gar. Aus dem elenden, verquälten, wunden Kind entwickelte sich ein liebes, zartes, schönes Mädchen mit feinem Gefühl und warmer Seele. Mochte sie auch nimmer so viel schaffen können wie das starke, unermüdete Marteli — das Breneli schien einmal ein Wesen anderer Ordnung, das empfanden alle. Mit ihren derben Schuhen tat sie weiche, leise Schritte, aus ihrem groben Hemd schaute der hagere, junge Leib so weiß und ungebräunt von der heißen Sonne, in der sie doch täglich schaffte nach der Schulzeit; mit einem Wort, mit einem Blick verstand sie die Erwachsenen; in ihren dunklen Augen erwachte eine begeisterungsfähige, tiefe Seele.

„Was macht man einmal mit dem Denkele?“ sagte sorglich die Mutter zu dem lahmen Schneider, der nun ins fünfundneunzigste ging und in der letzten Zeit über Augenschwäche zu klagen anfing.

„Nähen, denk ich halt,“ sagte der Schneider, „das gib einmal e Näherin und kann sein, daß es Glück hat, und könnte zu einer Modistin in die Lehr kommen. Und ich hab mir etwas gedacht,“ fuhr er fort und richtete die Augen gerade vor sich hin und tastete mit der Hand vorwärts, um das Tischchen zu fühlen, „ich habe mir gedacht, ich gebe dem Breneli auch etwas, ich gebe ihr meine Maschine, Mutter. Wenn ich sterbe,“ sagte der Schneider, die bebende, bläuliche Hand

auf das Tischchen legend, „es ist ja brav, es ist ja brav. Wenn ich heute oder morgen absterbe.“

Die Mutter zerbrach sich den Kopf. Nähen — das heißt in den Stuben sitzen, in den engen Stuben, die einem den Winter so lang machen. Eingesperrt sein, während draußen der Garten bestellt wird, während man heuet auf den Matten, während man schneidet und bindet auf dem Feld. Zimmer sitzen, gebückt, eingengt, mit blassem Gesicht, mit eingebogener Brust zwischen den Fegen und bunten Lappen. Armes Breneli!

Freilich für eine Magd im Dorf paßt sie nicht, dafür hätte sie keine Kräfte.

Aber die Mädchen werden ja jetzt Gärtnerinnen, Blumenzüchterinnen und Binderinnen. Das müßte doch etwas gar Frisches und Gesundes und Friedsames sein. „Das liebste Geschäft für das Breneli,“ denkt die Mutter.

„Behütis!“ meint dazu der Lehrer. „Wenn ich's durchdrücken könnt — Lehrerin müßt mir das Breneli werden! Sie hat den nötigen Ernst und ist gar aufgeweckt. Ich werd's bei der Armenpflege in Luzern befürworten. Es ist mir schon mehr als einmal durch den Kopf gegangen. Zwar, meine Frau möcht das Breneli am liebsten als Kindsmagd einstellen, und es ist freilich wahr — man könnt ihr schon etwas anvertrauen — aber doch — es wär schäd dafür! Die hellen Köpfe sind selten.“

Die Zeit verging und brachte allerlei Veränderungen auf dem Armenhof. Der Schneider starb, und das Breneli hatte nun seine Nähmaschine zu eigen. Es war gar zu stolz und

froh über das Besitztum. Nie bis jetzt hatte es etwas Eigenes besessen. Bei der Frau Lehrerin lernte das Breneli nähen und zeigte dabei so viel Fleiß und Eifer, daß die Mutter sie wiederum schon als Modistin in einem großen Luzerner Geschäft sah.

Das lustigderbe Marteli war ihr oft neidisch. „Du bist halt der Glückspilz! Alles kannsch machen, und alles kannsch besser als i! Du wirsch noch einmal e Fränlein, Breneli, und i werd e Schtallmagd! Zuhu! Mir isch es gleich! Aber 's reut mi doch!“

Und sie reckte ihre braunen, kräftigen Arme und schlenkerte den Kopf mit den braunen Zöpfen ausgelassen herum. „Aber los, Breneli, i könnt als schon en Schak haben, wenn i wollt, der Ceppi hätt mi g'froget!“

Breneli blickte die Kameradin stumm und errötend an. „Was bescht em g'feit?“

Marteli lachte laut auf. „Gell, Breneli, Di hätt noch keiner g'froget?“

Breneli schüttelte den Kopf. Ihre dunklen Brauen hatten sich zusammengezogen.

„Ja, han i g'feit!“ rief Martelli nun auch errötend.

„I mag se nit,“ sagte Breneli, „i han 's nit gern.“

„Wen meinest du auch?“

„Die Mannsbilder.“ Breneli schüttelte wieder den Kopf. Ihr Gesicht wurde ängstlich.

Martelli lachte sie schallend an. „Nit gern haben! Gell wär mi e schöner Bruch.“ Du dalkigs! Sag warum? Sag g'schwind!“

\* Brauch, Ordnung.



„Sie sind auch\*. I heirat emol nimmer,“ sagte Breneli fest.

Marteli drehte sich vor Lachen: „Weil Di no keiner g'froget hätt! I verschtoh Di schon!“ Aber Breneli fuhr fort, das seine, schwarze Köpfchen zu schütteln und bedenklich auszufehen.

„Du mußt emol e Herr kriegel! E Herr und e Fräulein — jubul!“ neckte Marteli und puffte die Kameradin in die Seite.

Nun stieg wieder ein lichter roter Schein in Brenelis Gesicht. Sie schwieg.

„So einer wie Dein Herr Uli,“ schrieb Marteli überlaut.

„Wen meinst du auch?“ sagte Breneli verwundert. Ihre Lider zitterten leicht, als sei ihr das Weinen nahe.

„Nun, den Herr Lehrer!“

Aus Brenelis dunklen Augen drang ein seltsamer, zuckender Blick — ein heißes Rot übergoß ihre Wachen. Und dann röteten sich die zitternden Augenlider, und es kamen Tränen. Sie drehte sich um und ging von der Kameradin weg, die ihr bestürzt nachrief, und dann, als Breneli sich nicht umfah, hinter ihr her lachte.

Es dauerte eine Zeitlang, bis Brenelis Zutraulichkeit gegen Marteli zurückkehrte.

Ganz kehrte sie überhaupt nicht zurück; die Verschiedenheit der Mädchen trat immer deutlicher zutage. Ein äußerer Anlaß kam hinzu. Martelis eigene Mutter machte Anstrengungen, das nun bald fünfzehnjährige Mädchen aus dem Armenhaus fort und zu sich zu nehmen. Die Frau lebte als Spetterin\*\* in Luzern. Der Mann hatte sie bereits verlassen, ehe Marteli geboren war. Hilflos und kränzlich, war sie trotz gewesen, ihr stund fortzugeben — seit einigen Jahren zahlte sie aber einen Erziehungsbeitrag auf den Armenhof.

Der Armenmutter gefiel sie nicht besonders; für eine Spetterin kam sie viel zu nobel daher. Das letzte Mal hatte sie ein helles Kleid getragen „mit Maschen und Schlupfen\*\*\* und Spitzen!“ Marteli hatte sich nicht satt daran sehen können, sie wäre am liebsten sofort mit ihrer Mutter gegangen; sie hatte, ganz gegen ihre Gewohnheit, bitterlich geweint, als sie nicht mit durfte. Die Armenmutter wußte, daß man Marteli nicht zu einer ledigen Frau geben würde. Sie war zwar regelrecht getraut gewesen, aber als alleinstehende Frau genoß sie zu wenig Vertrauen. Wenn sie vermöglicher gewesen, ihr Kind selbst erzogen hätte, so hätte kein Mensch drein geredet, selbstverständlich. Aber da das Kind seit seiner Geburt „versorgt“ gewesen, so hatte die Mutter kein Recht darauf. Trotzdem ließ sich die Armenmutter ausführlich berichten, was die Frau Schorpp mit der Tochter anzufangen gedachte.

Frau Schorpp, die Spetterin, saß also in ihrem hellen Kleid mit den „Maschen, Schlupfen und Spitzen“ rot und verlegen auf dem Haartuchtopf in der Mutter Stube, und die hellen Augen der Armenmutter bemühten sich, ihr gewöhnliches, hübsches Gesicht, aus dem die weißen Zähne glänzten, zu entziffern. Frau Schorpp wollte das Spelken anhaben, eine größere Wohnung nehmen und Zimmer vermieten; Marteli würde ihr helfen. Später konnte Marteli in einem Hotel das Kochen erlernen, dann nähme man Herren in Pension. Frau Schorpp war aufgeregt und überstürzte sich im Sprechen; um so gerader und fälter ward das Gesicht ihrer Zuhörerin. Es war nun einmal so, die Armenmutter hatte kein Vertrauen zu den Eltern ihrer Nöglinge. Sie hatte für sie kein Verständnis. Ihr Interesse schien ihr allemal dem Interesse ihrer Nöglinge zu widersprechen. Sie hatte zwei ganz verschiedene Gesichter, die Armenmutter: ein lächelndes, weiches, mütterliches, mit Grüb-

chen und Lachrunzeln für die Kinder — ein ernstes, forschendes, undurchdringliches für deren Eltern.

Sie antwortete nichts auf die Pläne der Frau Schorpp. Sie stand auf und brachte eines der Bildchen herbei im Laubfägerahmen. „Da sieht 's Agnesli! Gant Sie's mit auch kennt?“ Und sie begann vom Agnesli zu erzählen. War es nicht sehr brav und tüchtig und recht gewesen, solange es hier auf dem Armenhof war? Und nun hatte man traurigen Bericht vom Agnesli bekommen! Seit zwei Jahren — sie war jetzt achtzehn Jahr alt — hatte sie angefangen, ein leichtsinniges Leben zu führen, und den Dienst wechselte sie unaufhörlich. Die letzte Nachricht aber lautete so schlimm; gewiß, es würde mit dem Agnesli kein gutes Ende nehmen! Es war schon von einer Korrekptionsanstalt die Rede gewesen. Und sieben Jahr hier hatte sich's so einzig und brav gehalten! Freilich, was hatte das Agnesli schon hinter sich, als es hierher kam! Hatte die eigene Mutter, das gottlose Weib, sie nicht schon in ganz jungen Jahren auf den Weg

Es hatte dann noch eine böse Geschichte gegeben: das Marteli war zwei Tage nach dem Besuch seiner Mutter verschwunden. Es fand sich, daß es die Mutter in Luzern aufgesucht hatte und bei ihr bleiben wollte. Ein Herr von der Armenpflege brachte das entlaufene Marteli auf den Armenhof zurück. Es hatte verweinte Augen und sogar eine aufgeschwollene Wacke; der Herr hatte ihm im Nebereifer eine gewichtige Ohrfeige versetzt! Die Armenmutter hielt ihr keine Strafrede, sie tröstete das Kind, das störrisch vor ihr stand. „Besser en Ohrfeig als en verlorenes Leben, Marteli! E brave Magd wirscht werde. Mer meint's gut mit Dir!“

Und dann nach einer Weile: „Da lueg's Breneli an, das tät nimmer davonlaufen!“ Es war ganz selbstverständlich, daß die Frau Schorpp mit ihrem Besuch kurzerhand zurückgewiesen wurde.

Nein, Breneli konnte die Kameradin nicht begreifen. Wie konnte man sich wegwünschen vom Armenhof, von der Armenmutter?

„Die Berena Brändli ist bei Ihnen?“

„Berena Brändli? Allwilt! Was wünschet Sie von ihr?“

„Ich nehme sie mit mir. Musen Sie sie!“

„Bostufig emal, Herr! Was meinen Sie öppe? Wer sind Sie? Jest's Gott, Sie sind doch nit —“

„Ich bin der Vater. Musen Sie sie. Sie geht mit mir.“

Die Armenmutter saß mit zitternden Knien dem Fremden gegenüber. Nicht auf dem Haartuchtopf wie mit den gewöhnlichen Besuchern, sondern auf zwei harten Holzstühlen hatten sie Platz genommen. Sein verlebtes, braunfahles Gesicht mit den verschwommenen Augen, dem labak- und weindunstenden, dicken, grüngrauen Schnauzbart war gerade vor ihr. Sie hatte Mühe, ihren Abscheu zu verdecken.

Was sie von diesem Manne wußte, war beängstigend, was sie von ihm glaubte, war fürchterlich, was sie von ihm hier vor sich sah und hörte, war abstoßend in jedem Sinn. Sie betrachtete die dicke, schlaffe Unterlippe, die unter dem Bart herausging. Sie sah die Brutalität in den kleinen, gelbbraunen Augen, deren Weiß von den Tropen verälscht war, ebenso wie die Kopf- und Barthaare. Und ihr sauf das Herz.

Das war Brenelis Vater, der Vater ihres Breneli, ihres Lieblings; derselbe Mann, der seine Frau zu Tode mißhandelt und seines Kindes kleinen Körper mit scharfen Nägeln verwundet hatte. Und der nun kam, um dieses selbe Kind wieder in seine Gewalt zu bekommen!

Sie zitterte. Sie warf einen Blick auf seine Hände. Die rechte verbarg ein eleganter, schwarzer Handschuh mit roten Nähten. Die linke war bloß. Sie war breit, kurzfingerig, eine gelbe, fette Metzgershand.

„Wer hät Sie daberg'schickt?“ fragte sie mit beklommener Stimme. Sie wußte im voraus, daß alles verloren war.

Brändli griff bereitwillig in die Brusttasche seines Sackpaleots von hellbrauner Farbe, der seine hagere, ausgemergelte Gestalt schlottrig umhing.

„Hier! und hier! und hier! Alles in bester Ordnung. In Luzern ausgestellt und gepriift.“

Er hielt ihr mit der behandschuhten schwarzen Rechten die Papiere hin, klemmte sich einen goldenen Zwicker auf die Nase und legte die Metzgerfaust breit auf die Knie, um das die großkarierte Hose in Falten saß. Den Hut hatte er nicht erst abgenommen, nur in den Nacken geschoben. Er summite einen Gassenhauer vor sich hin, blickte flüchtig in der Stube umher und trampfte mit dem Fuß, als ob er seine Ungeduld nur schwer bezwingen könne.

(Schluß folgt.)

## Nach der Auszahlung.

Es klappern die Pantinen,  
Der Boden ist hart und kalt,  
Das Leben hat in die Mienen  
Tiefe Spuren gekrallt.

Die Rücken sind gebogen,  
Die Augen sind stier und leer,  
Das Schicksal hat sie betrogen,  
Sie wissen es nicht mehr.

Lang sind sie stumpf geworden  
Und fühlen die Sehnsucht nicht,  
Die Tage sind dumpf geworden,  
So ohne Glanz und Licht.

Es klimpert in den Taschen,  
Die Hand umzittert den Lohn,  
Das gibt einen hellen, raschen  
Und klaren Silberton. . . .

Leo Heller.

des Lasters gezwungen? Und nun war das schlimme Blut der Eltern doch wieder zum Vorschein gekommen und das böse Ende ihm leider nur zu gewiß! Schade um das Agnesli, das arme, verlorene Ding! Die Armenmutter wuschle sich die Augen, sie hatte wieder ihr gutes, sorgliches, liebevolles Gesicht.

Frau Schorpp saß eingeschüchtert, warf Blicke herum und wagte endlich eine Frage nach der Mutter der Agnesli. Hatte man ihr das Kind zurückgegeben?

„O behütis!“ Die Armenmutter schlug die Hände zusammen. Einer Frau von schlechtem Lebenswandel! Einer ledigen Frau! Sie war überdies schon seit Jahren irgendwo in einem Arbeitshaus gestorben. Nein, der erste Dienstherr war schuld. „Lueget Se, das schlechte Blut kommt gleichwohl zum Vorschein,“ sagte die Armenmutter, das Bildchen fortstellend. „Da brauch't's dann nimmer viel.“ Dann lüftete sie die roten Gardinen, hinter denen ihr Bett stand, und ließ zum Abschied die Frau Schorpp hineinblicken. „Wisset Sie's noch? Do hat's Marteli g'schlafte neben mir, drei Jahre lang, 's mutwillig herzig Dingli isch es g'fi! I han's jo uffzoge, gektet Sie?“

\* \* \*

\* groß.  
\*\* Aufwärterin, die stundenweise kommt.  
\*\*\* Schleißen.



**Julie Wollthorn.** Die Landschaft als Stimmungsausdruck ist ein besonderes Kennzeichen der künstlerischen Entwicklung unserer Zeit. Wohl spielt die Landschaft in der Kunst immer eine Rolle, doch bleibt sie im Hintergrund. Sie wirkt mit, aber sie wird nicht alleinherrschend; sie ist Mittel, aber nicht Zweck. Erst allmählich tritt sie ausschlaggebend in den Vordergrund.

Im 17. Jahrhundert ist das der Fall. Da wird die Landschaft als Motiv mit besonderer Liebe behandelt und zwar sind es zwei Länder, die hier den Ausschlag geben und die Art der künstlerischen Behandlung, den Stil prägen: Italien und Holland.

Holland gab den Realismus in der Landschaftsmalerei. Jedes kleinste Teilchen der Natur wird mit besonderer Liebe nachgebildet. Das Wirkliche ist ausschließlich Vorbild. Einfach und weit dehnen sich die Ebenen; der Himmel liegt in unendlicher Wölbung, und im Dunst vermischen sich die Horizonte. Aus dieser genauen Beobachtung der Natur haben die Holländer zugleich einen Stil entwickelt, der von da ab vorbildlich wurde. Sie verharren nicht im Skizzenhaften, sie kamen trotz aller Genauigkeit über das Detail hinaus. Sie waren zugleich Anfänger und Vollender, indem sie aufrichtig der Natur folgten und doch ein Bild, ein Kunstwerk, eine abgeschlossene Schöpfung gaben. Anders die Italiener. Die in ihrem Lande, als Kunst und Kultur neu erwachten, die Spuren einer großen Vergangenheit sahen, die Antike. Das Vorbild dieser Zeit gab das große Stimmungsmoment ab. Und zugleich unterstützte die Natur, die überall die großen Linien, die ruhigen Formen zeigt, eine künstlerische Einfachheit der Wiedergabe, die im Gegensatz stand zu der holländischen Landschaft, die das feine Detail liebte. Beeinflusst von dieser natürlich-edlen Bodengestaltung, dieser stillen, ruhigen Luft, die alle Dinge in vollendeter Plastik groß hinstellte, kamen die Italiener zu der Komposition, zu der stimmungsvoll komponierten Landschaft. Nicht die Skizze ist das Wertvolle, nicht der gut und intim beobachtete Moment, sondern der Verstand entwickelt aus dem Gegebenen ein Resultat, dem die Fülle und Lebendigkeit des Augenblicks fehlt, dem dafür eine klassisch vornehme Geltung eigen ist. Was ihr an Reichtum der Einzelheiten abgeht, das sucht sie durch Eindringlichkeit des Einducks auszugleichen. Das Stilbildende, Großzügige bildet den Hauptwert dieser von einem eigenen Gefühl für Schönheit und Ruhe der Verhältnisse getragenen Kunstanschauung. Die Natur bildet nur den Ausgangspunkt, die Grundlage.

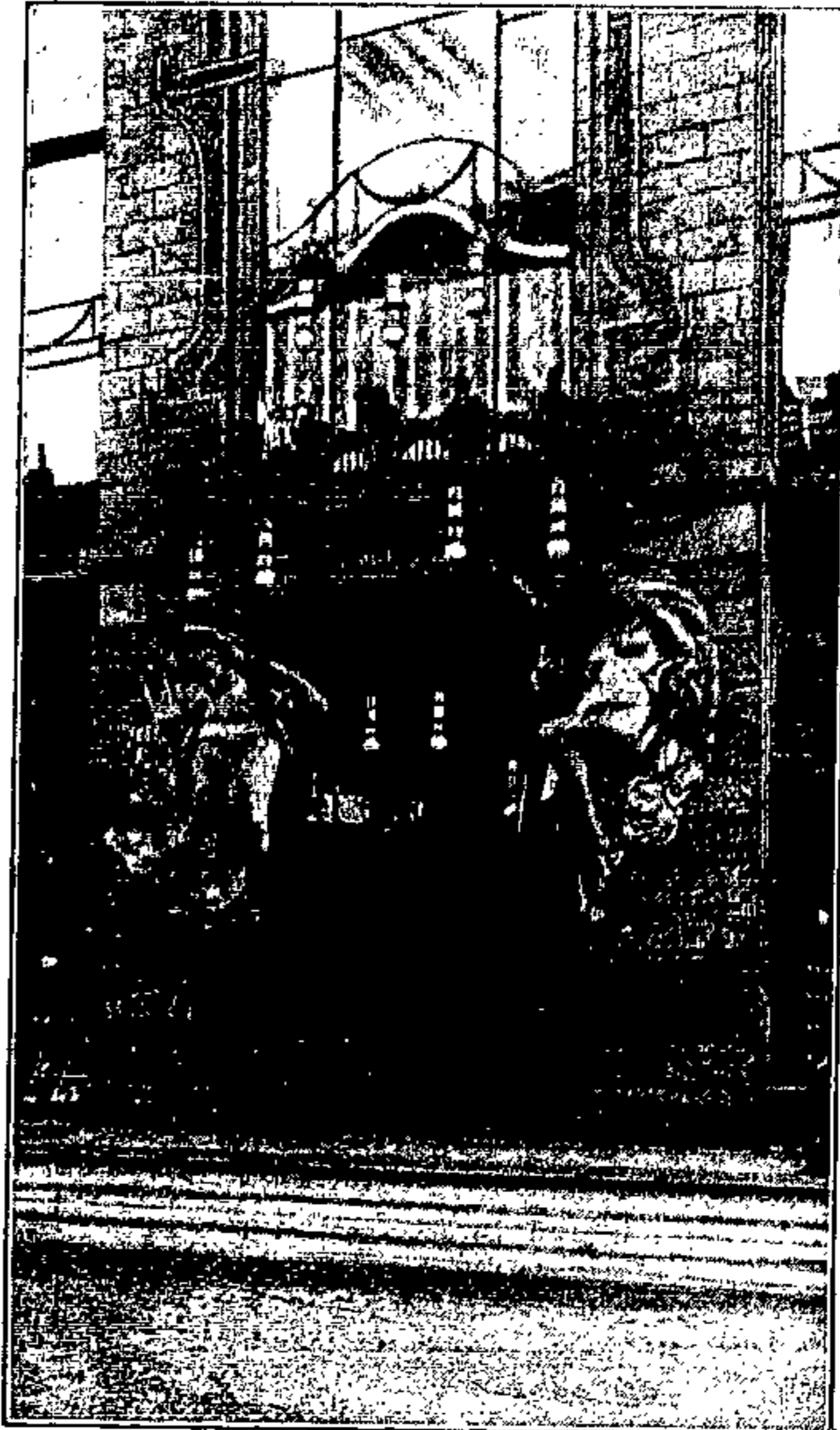
Diese beiden Momente — Komposition und unmittelbare Naturwiedergabe — geben auch unseren beiden Bildern ihre besonderen Werte. Das eine ist bezeichnenderweise eine italienische Landschaft; das andere ist ein Motiv aus der Mark. Beiden Bildern gemeinsam ist eine weiche, träumerische Note, die dem Temperament der Künstlerin, Julie Wollthorn, entspricht, eine Vorliebe für matte, verschwommene Töne, für Violett und Grün und Grau, womit auch die weiche, mehr das Malerische, als die Form suchende Behandlung der Farbe, die auch in der Reproduktion noch bemerkbar ist, übereinstimmt. Erwähnt sei, daß die Malerin seinerzeit für den „Vorwärts“ das wirksame und künstlerisch kräftige Plakat entwarf, das einen Mann darstellt, dessen Schifflein vom Winde machtvoll durch die Wellen getrieben wird, der in starker Hand das Segel hält.

Das größere unserer Bilder zeigt ein weißes Haus, in feierlicher Architektur, auf das ein schmaler Weisenpfad zuführt. Dieses Haus im Hintergrund dominiert. Es zieht den Blick in das Bild hinein. Seitlich hochragende Pinien, die mit ihren schlanken Stämmen, ihren breiten Kronen unseren schönen Kiefern so ähnlich sind. Durchblicke zwischen den Stämmen. Heller Himmel. Ein abgesetzener Winkel. Feierlich großartige Stille.

In dem kleinen Bilde lebt die anspruchlose Schönheit der Mark, die so voller Träumerei und Melancholie ist und die so malerische Reize hat, die darum noch von den Malern unentdeckt sind, weil sie so fein und zurückhaltend sind. Still schlängelt sich der Bach unter der Holzbrücke hindurch, zwischen Weisenland hin, verliert sich im Gelände und nur wenige Bäume stehen hier und da, als dunkle Massen zu dem helleren Blinken im Wasser, während der Himmel in mattem Hell Dunkel verwischt ist. Im Vordergrund vier Kinder, sie lehnen am Geländer. Keine effektvollen Stellungen, keine überraschenden Gesichtser. Alltagsbilder. Mit demselben leise melancholischen Ausdruck in den Zügen wie ihn die Natur zeigt. Augen, die schon die Wirklichkeit sinnend betrachten. Etwas Hartes, Nüchternes,

Grüßes in den Formen. Der eine Junge sieht in den Bach. Etwas Traurig-Bergrämtes liegt schon über den Flügen des Mädchens. Geweckt, offen blicken die Augen des anderen Knaben, der dem Beschauer voll das Gesicht zuwendet. In diesem Bild ist noch besonders bemerkenswert das Zusammengehen von Landschaft und Figur, bei dem eines das andere stützt und eine Einheit im Stimmungsausdruck damit erreicht wird.

**Portale.** Das Portal ist derjenige Teil einer Architektur, der unsere Aufmerksamkeit speziell auf sich lenkt. Wenn wir eine Architektur als Ganzes auf uns haben wirken lassen, suchen wir unwillkürlich nach dem Tor, das uns den Eingang gewähren soll. Demgemäß richtet auch der Architekt sein Hauptaugenmerk darauf, das Portal zweckentsprechend zu gestalten. Er kann das auf verschiedenartige Weise tun und der Stil seines Bauwerkes spricht dabei entscheidend mit. Wenn er das Portal als Sammelpunkt der architektonischen Linien betrachtet, wird er es besonders stark be-



Portal eines Warenhauses.

tonen, es gewissermaßen herausheben, um die Blicke darauf zu lenken. Er muß dann die Massen hier besonders zusammenordnen, falls das Bauwerk in kompakten Verhältnissen gebaut ist; er muß doppelt Licht und frei gestalten, wenn der Stil des Baues leicht und frei ist; er muß besonders intim gestalten, wenn Intimität der Charakter des Gebäudes ist. Kurz, die Art des Bauwerks konzentriert sich in dem Portal ganz besonders eindringlich. Neben dieser architektonischen Seite kommt etwas anderes in Betracht. Das Tor gehört sowohl zur Fassade wie zur Inneneinrichtung, zu der es überleitet. So muß dieses Einladende, Nebenleitende, Begleitende je nach Bestimmungsart auch zum Ausdruck kommen. Es muß in der Gestaltung des Tores schon angedeutet sein, daß wir uns nun aus dem Getriebe der Straße entfernen, daß wir eintreten in einen Raum, der uns empfängt. Dieser Raum wird auch seinen bestimmten Charakter haben. Es ist ein Sitzungsraum, eine Bierstube, ein Café-Lokal, ein Warenhaus. Dieser durch den Zweck aufgeprägte Charakter soll in dem Tor schon anklingen. Das spricht sich weiterhin auch im Material aus. Wie es in der Fassade der Fall war, so auch hier. Im Innenraum verwenden wir meist Holz. So wird auch das Portal meist schon dieses Material andeuten. Oder falls dies zu intim wirkt, falls wie bei öffentlichen Gebäuden ein Abschluß gegen die Außenwelt angestrebt wird, wird man zu einem besonderen Material greifen, dem Eisen,

und wird in Eisenarbeit ein schönes Tor herstellen lassen. So zeigt das Tor meist eine Umrahmung, die die Steinarchitektur schafft. In dieser Umrahmung, zurücktretend, aus anderem Material, die Tür, die als solche überleitet zu dem Innern des Gebäudes.

Dann sprechen noch andere Faktoren mit. Ist die Straße belebt ist oder nicht, Verkehrsstraße oder nicht ist. In der Verkehrsstraße wird ein anderes Auftrumpfen erlaubt sein, als in den stilleren Straßen. Wenn z. B. ein Geschäftshaus mitten in der verkehrsreichsten Straße, in der in jeder Minute ein rastloses Leben hin und her flutet, gebaut wird, so wird man sich hier in der Anlage des Portals ganz anderer Mittel bedienen können, als wenn für ein Miethaus in einer abgelegenen Seitenstraße ein Portal geschaffen wird. Man wird mit scharf akzentuierter Normensprache reden können, man wird unterstreichen dürfen, doppelt und dreifach, man wird die Massen anhäufen dürfen. Und man wird schließlich doch nicht geschmacklos wirken, wenn man es nur versteht, durch künstlerische Würdigung diese Massen in Einklang zu bringen. Die Fassade des Warenhauses ist sozusagen eine verfeinerte Melancie. Sie soll Aufsehen erregen, es ist ihr Zweck. Darum braucht sie nicht geschmacklos zu sein. Wie kennen jetzt auch künstlerische Melancien.

So bildet das Portal, das gebührend hervortritt, ein Gegengewicht gegen das nie ruhende Leben, das rastlose Gewimmel auf der Straße. Die Monumentalität der Form dominiert über die Vielheit des Lebens.

Das Geschäftshaus will zugleich durch sein Portal anlocken. Es will die Besucher heranziehen, demzufolge beherrscht die Glascheibe Front wie Portal. Das Portal will hier nicht abschließen, den Einblick verwehren. Offen soll alles daliegen und durch diese unbefchränkte Sichtbarkeit reizen. Das Tor verliert dadurch seinen alten Charakter und gewinnt eine neue Bestimmung. Zugleich wird dadurch, was für die großen Gebäude von Wichtigkeit ist, die Lichtzufuhr in dem Umfang möglich gemacht, als sie erforderlich ist. Die riesigen Glasflächen, in die das monumentale Portal zerlegt ist, gestatten das Hineinfluten von Lichtmassen, die den Eindruck des Kleinen, Beengten gar nicht aufkommen lassen und die Vorstellung erwecken, als sei jeder Winkel erhellt, wodurch auch die gesunderheitlichen Erfordernisse in besserer Weise erfüllt werden, als es bisher in den alten, kleinen, winterlichen Läden der Fall war. Man sieht, wie hier alles mit Notwendigkeit zusammengreift. All diese Erfordernisse hat der Architekt, der einsichtige, zu bedenken.

**Ueber deutsche und amerikanische Kunstschlosserei** plaudert in anregender Weise Wilhelm Bode in seinem Buch „Kunst und Kunstgewerbe am Ende des 19. Jahrhunderts“ (Berlin, Bruno und Paul Cassirer). Der deutschen Kunstschlosserei der Gegenwart, der er ein volles Lob zollt, stellt er die amerikanische gegenüber. Dadurch, daß die deutsche Kunstschlosserei „sich ganz an die glänzenden Schlosserarbeiten unserer alten Kunst angeschlossen hat, ist sie weder originell noch maßvoll geblieben. Sie hat nur zu häufig die im Material gegebenen Grenzen überschritten oder in Umfang und Reichtum über das Ziel hinausgeschossen. Anders die Amerikaner. Den Stil ihrer Eisenarbeiten haben sie ganz aus der Schmiedetechnik heraus gebildet; dieser ist nicht der Rundstab zugrunde gelegt, wie in der deutschen Renaissance, sondern das einfachere, stilgemäßere Bandeisen. In diesem führen die amerikanischen Schmiede die mannigfaltigen, kunstreichsten Arbeiten aus, die aber in Umfang, wie in Farbe stets der Architektur oder Innendekoration untergeordnet sind: Gitter verschiedenster Art, darunter die ganz originellen in zierlich verschlungenen Eisendrähnen und Eisenstäbchen hergestellten Gitter der Fahrflütle, Kaminschirme u. s. f. Für Ofen und die Wasserrohre der Heizung, die regelmäßig in Eisenguß hergestellt werden, verzichtet der Amerikaner auf künstlerische Form oder Ausstattung“. Ähnliche Urteile werden dann auch noch über Messingverzierungen, Bronzequß usw. gefällt, Dinge, die überall in Amerika in intimeren Beziehungen zum menschlichen Wohnraume stehen, als dies bei uns in Europa der Fall zu sein pflegt. —

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin SW. 68, Lindenstraße 69, zu richten.

**Nachdruck des Inhalts verboten!**